

Frank Berzbach

Zwischenleben



Frank Berzbach

ZWISCHEN
LEBEN

Unterwegs
in vollen Zügen

Vier-Türme-Verlag

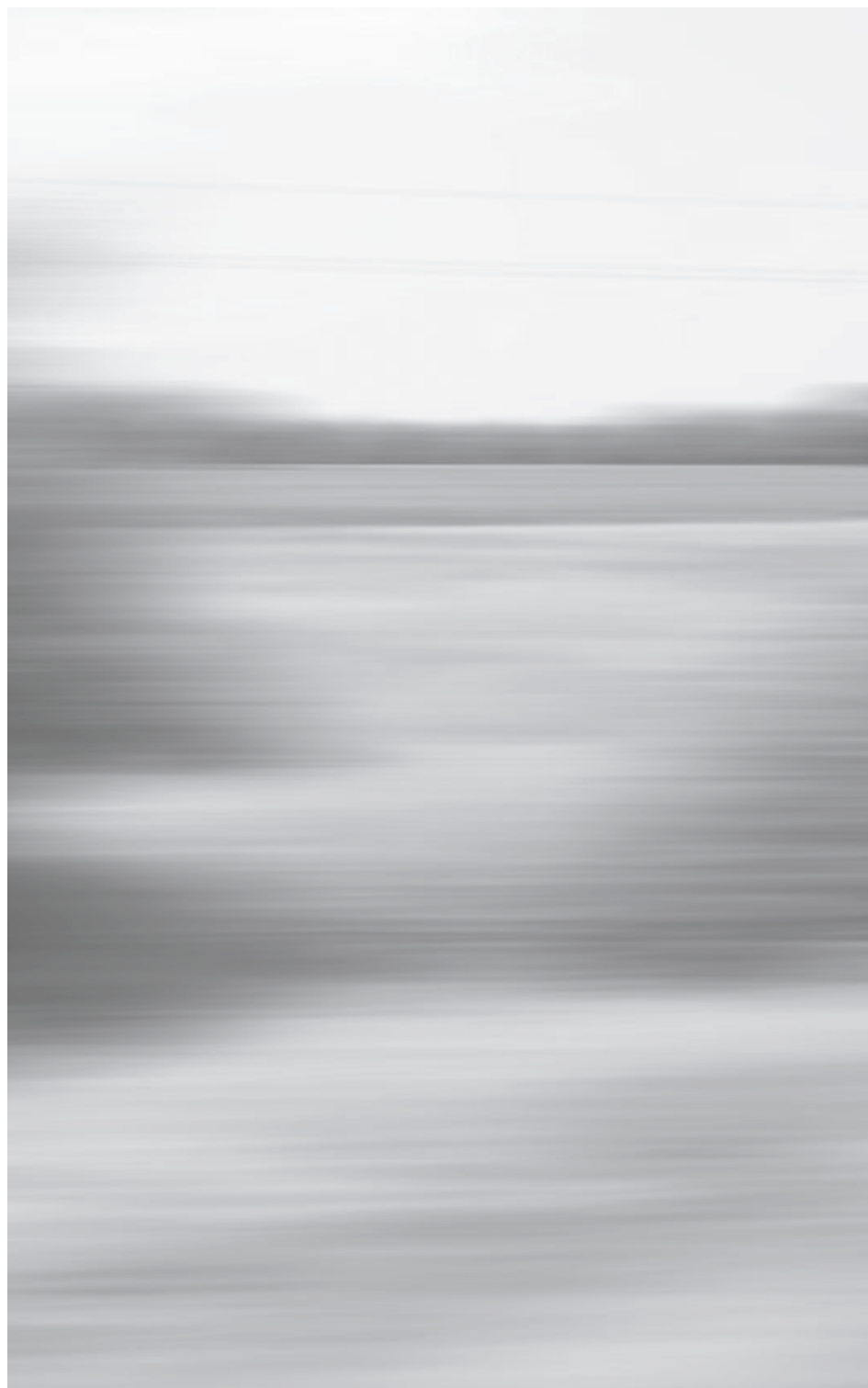
Inhalt

Wie es ist, neben dir wach zu werden	9
Teas-Maid	19
Im Durchfahrtsland	25
Die schwarze Mamba	35
Auf Abwegen	41
Vom Bestohlen- und Beschenktwerden	47
Im Süden	55
Glücklich erschöpft	65
Unterdunkelte Gedanken	71
Im Sperrfeuer	81
Drei Reisefragen	89
Reizvolles Gift	97
Teatime	101
Belesene Fahrgäste	105
Tagsüber im Nachtzug	115
»Schnell, schnell«	121
Meerwärts	127
Am Osterfeuer	137
Mit Pessoa unterwegs	145

Der Heizung zuhören	153
Landpartie	165
Zwischenleben	169
Perspektivwechsel	173
Dem Bahnfahren entkommen	181
Zwei Monde	185
Trocken Brot ist nicht hart	189
Schlaflose Nacht	193
Schreibzeug	199
Misanthropische Fahrt	205
Schwer vermittelbar	209
Herbstnebel	213
Kleiderordnung	219
Heilsame Prinzipienlosigkeit	223
Ein Reitturnier	229
Alte Sorten	233
Ein tiefergelegter Bahnhof	237
Auto mobil	243
Bossa nova	247
Nachwort	253
Zitierte Literatur	255

*Ein wichtiger Begriff in der Reisepsychologie ist das Begehren,
denn dieses verleiht dem menschlichen Wesen Bewegung und
Richtung zugleich – es weckt die Hingabe an etwas.*

Olga Tokarczuk: Unrast



Wie es ist, neben dir wach zu werden

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von ästhetischen Empfindungen. Mein Geld reicht so halbwegs, aber ich lebe von der Schönheit. Und bald habe ich »freie Fahrt«, nur noch einige Tage trennen mich von der »schwarzen Mamba«, so wird die BahnCard-100 genannt. Kein Zuhause, aber immer unterwegs, zwischen den Schienen, Orten und Menschen. Was hat die Netzkarte, abgesehen von der Farbe, mit der längsten Giftschlange Afrikas gemeinsam? Dass ein ICE aussieht wie eine Schlange? Vielleicht führen aber auch die Erfinder der Netzkarte im *Phantasieland* mit der gleichnamigen großen Achterbahn. Denkt man im ICE nun auch an »Beinahezusammenstöße«, wie Achterbahnexperten den kalkulierten Nervenkitzel nennen?

Ich werde meine Karte nicht so nennen. Sie braucht keinen Kosenamen, sie ist nur mein Freifahrtschein, auch wenn ich nicht immer weiß, wohin. Sie steht für eine *Möglichkeit*, nicht nur für das tatsächliche Fahren. Deshalb bin ich schon Inhaber der Karte, bevor sie gilt. Mein Blick verändert sich. Ich laufe vom Bahnhof in Hamburg-Altona zurück in mein Büro, vorbei an Plakaten. Eine Ausstellung in Düsseldorf. Eine Oper in Berlin. Eine Lesung in Frankfurt. Ein Konzert in Köln. Ja, da könnte ich hinfahren. Ich werde in der Bahn meine Karte vorzeigen und an der Kasse meinen Presseausweis. Danach werde ich wieder zu jemandem ge-

hen, neben dem ich gern erwache. Ich werde nämlich nicht gern allein wach. Ab und zu finde ich in ein vertrautes Bett. Ich weiß nicht immer, in welcher Stadt ich wach werde, aber die Anwesenheit eines anderen Körpers beruhigt mich. Unbewusst arbeitet in uns etwas, uns umgreift die Sorge der Person, die neben uns liegt und die auf uns achtet.

Aber dann breche ich wieder auf, immer bin ich unterwegs. Bevor ich weiterfahre, lege ich einen Brief unters Kopfkissen der Geliebten, statt Blumen. Es ist der Beweis der letzten Nacht. Im Umschlag findet sich eine liebesbriefhafte Erzählung darüber, wie es ist, neben ihr wach zu werden:

Die Sonne fällt auf deine noch geschlossenen Augen, aber die gelbe Wärme malt dir das Lächeln ins Gesicht. Meine Hand fährt über deine Beine und irgend etwas fällt scheppernd vom Bett, am Rand stand noch immer das Tablett, doch das stört uns ebenso wenig wie die Blicke der Nachbarn oder der Vögel durch das große strahlende Fenster. Ist das der anbrechende Sommer? Da, du schreckst auf, über diesen stahlblauen Himmel schießt ein Mauersegler, die Schwalben sind da, und ich drücke dich zurück in die weißen Laken. Im Sommer gilt nur der erste Beatles-Song, der kommt gar nicht erst aus Lautsprechern, sondern ich habe dir die Gitarre, der du einen Namen gegeben hast, in die Hand gedrückt und du sitzt nackt in der Sonne, eins der schönsten Geschöpfe Gottes, und spielst »Black Bird« und dann »In my life« und dann einen Song, den du noch gar nicht spielen kannst, aber das ändert nichts an der Sonne, an den Mauerseglern und ihrer hohen Geschwindigkeit, sie zischen durch diese Schöpfung, sie geben das Tempo des Lebens vor. Aber heute bremsen wir es aus, ins Nichts, und als du sagst, was das für ein schöner Morgen ist, zeigt die Uhr bereits halb vier. Aus solchen Träumen erwacht man gar nicht erst, nur wird aus Kaffee irgend-

wann Weißwein, der über dein Schlüsselbein läuft. Er läuft hinab bis auf das weiße Cover der alten LP der Beatles, die sich noch lange auf dem Plattenteller drehen wird, heute morgen. Da ist dieses weiße Album, es hat Rotweinränder und nun auch Kaffeeflecken, es riecht nach Rauch, es erzählt unsere Geschichte. Erinnerst du dich an Rutherford Chang, diesen Künstler, der in der ganzen Welt das weiße Album kauft, sammelt und ausstellt? Wir haben uns das angeschaut, mit erstaunten Augen, im Museum. Und ob man den Nachmittag einen Morgen nennen kann, das weiß ich nicht, aber ich weiß, es ist ein Tag, an dem ich neben dir wach werde, immer wieder. Es werde Licht.

Das ist besser als ein klassischer Liebesbrief und sinnvoller als ein Tagebucheintrag. Mir reicht der Alltag nicht, also romantisierere ich ihn. Wofür sind Schriftsteller da, wenn sie nicht verzauern? Die Feier der Schönheit, der Schöpfung ist ein »inneres Gebet«, an dem ich jemanden teilnehmen lasse, eine Außenwelt der Innenwelt. Ich halte mich an Teresa von Ávila, die neben Jesus wach wurde. Sie schrieb: »Das Gebet ist meiner Ansicht nach nichts anderes als ein Gespräch mit einem Freund, mit dem wir oft und gern allein zusammenkommen, um mit ihm zu reden, weil er uns liebt.«

Ich mag das Uneindeutige. Warum Brief, Tagebuch, Gebet, Gedicht, Autobiografie, Fiktion und Nichtfiktion voneinander trennen? Ich erzähle mein Leben denen, die ich liebe. Ich führe Tagebuch für andere, bin unterwegs, um davon zu erzählen. Ich dichte, erfinde, lebe – nicht nur für mich selbst. Ich bin unterwegs, mein Atem ist immer dabei, die Unendlichkeit und der Urgrund, auch wenn er unter die Räder kommt. Mein Schreiben ist ein Brief an die, die unterwegs sind. Gott findet sich zwischen den Gleisen, in der vorbeiziehenden Landschaft, in meinen Liebesbriefen und im

Tintenfass, in meinem Notizbuch. Briefe! Das Neue Testament besteht vor allem aus Briefen, also wird auch das neueste Testament daraus bestehen müssen.

Ich denke, seit ich die BahnCard gekauft habe, an alles zugleich, nur lesend komme ich auf den Punkt. Daher schleppe ich immer Bücher mit mir herum, heute Karl Marx. Sein Buch »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte« lese ich auszughaft auf Reisen. Die Schärfe dieses Stils, die heilsame Wut. Der Philosoph der Arbeit hat mir den Begriff der »Bohème« nahegebracht. So bezeichnet er das »fahrende Volk«, er ist keineswegs auf der Seite der Menschen ganz unten, sondern eher bei den ordentlich-sesshaften Lohnarbeitern. Die Klientel der Bahnhofsmision lag ihm nicht am Herzen. Diese Bohème ist dem Vater der Kommunisten ein Graus: »Zerrütteten Lebeherren mit zweideutigen Subsistenzmitteln und von zweideutiger Herkunft, verkommene und abenteuerliche Ableger der Bourgeoisie, Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zuchthaussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner, Gaukler, Tagediebe, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Zuhälter, Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher, Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz, die ganze unbestimmte, aufgelöste, hin- und hergeworfene Masse.«

Meint er Jesus? Den zog es zu den Außenseitern, er gehörte zum wandernden Volk. Die Klientel der Sozialarbeitenden, der alten amerikanischen Folksänger, der Menschen ganz unten – Marx war nicht auf ihrer Seite. Ich bin Teil seiner Aufzählung, wenn auch zeitlich versetzt und keineswegs hungernd, als Schreibender zwischen den Bahnhöfen gehöre ich beruflich zu den Literaten. (Die Kunst, zu lesen besteht auch darin, vieles auf sich zu beziehen.) Allerdings zähle ich mich nicht zum »Lumpenproletariat«.

Ich hatte eine Vielzahl von Jobs, sogar promovierter Fahrradkuriert war ich, aber das bedeutet nicht, dass ich mich nicht sorgfältig gekleidet hätte. Ich denke zu viel darüber nach, was ich lese, aber immerhin im weißen Hemd. Kleidung hat Einfluss auf die Lektüre! »Ich würde so etwas nie ohne Lippenstift lesen«, schrieb die großartige Maeve Brennan.

Erst einmal hole ich mir Pommes. Ich muss Geld sparen, weil ich über 4.000 Euro ausgegeben habe für die BahnCard. Ich habe noch nie so viel Geld auf einmal ausgegeben. Ich stelle mir die Frage, was ich für solch einen hohen Betrag kaufen würde, wäre ich nicht so gern unterwegs. Meine kühnsten Wünsche liegen darunter: Eine *Omega Speedmaster Moonwatch*? Einen *Aurora Optima*, den schönsten italienischen Füllhalter? Das Fahrrad meiner kühnsten Träume? Einen maßgefertigten Anzug, rahmengenähte Schuhe, begehrte Sneaker, teuren Whisky, rare Schallplatten oder besonderer Wein ... alles unter 4.000 Euro. Gemessen am Kapitalismus sind das überschaubare Träume. Ich kaufe mir lieber freie Fahrt und ein paar Bücher.

In meinem 50. Lebensjahr habe ich also die größte Investition meines Lebens getätigt und kann nun in jeden Zug steigen. Die Pommes schmecken, ich habe mich damit auf eine Bank ans Gleis gesetzt. Ein ICE gleitet langsam und würdevoll in den Kopfbahnhof. Ich sehe mich in den verspiegelten Fenstern. Bald kann ich einsteigen und mich später darum kümmern, wohin der Zug überhaupt fährt. Vielleicht ticken die Menschen, wie Sigmund Freud sie sah: Wir sitzen auf einem Pferd, das reitet, wohin es will – und wenn wir ankommen, ruft der Reiter: »Hier wollte ich sowieso hin!« Von Hamburg aus fährt der ICE über Berlin nach München, drei anziehende Städte. Auf dem Gleis gegenüber steht ein IC, der nach Westerland auf Sylt fährt. Mit »Kurswagen«, der

in Niebüll abgekoppelt wird und von einer Diesellok bis zur Fähre nach Amrum und Föhr gezogen wird. Ich beobachte gern Vögel und laufe durchs Wattenmeer. Neulich habe ich ein Buch über einen Habicht gelesen, wenn meine Begeisterung einsetzt, möchte ich von vorn beginnen – nach dem Buch über Habichte wollte ich Naturforscher sein.

Ich möchte nicht nur unterwegs sein, sondern die Welt dazu einladen. Bleibt in Bewegung, das erweitert den Horizont! Wobei: Möchte ich überhaupt, dass andere auch so eine BahnCard-100 haben? Das würde die Exklusivität verringern. Und ein Problem erzeugen: Die Menschen, von denen ich weiß, sie könnten ständig unterwegs sein, sehe ich nie. Sie sind nämlich unterwegs! In den Zügen selbst möchte ich mich nicht verabreden, ich möchte Leute an ihren Heimatorten besuchen. Ein Nomade ist man nur so lange, wie andere sesshaft sind. Die Menschen, die meine Reiseziele bevölkern, sollen verwurzelt sein. Sie sollen da sein, wo sie sind und wo sie hingehören. Uwe lebt in Eisenach (und manchmal in Paris). Christian lebt in Freiburg (und unterrichtet in Basel). Micha und Dorle leben in Köln, Axel in Berlin. Coraly lebt in Frankfurt, Ana und Ralf in Hamburg, Christian in Freiburg. Und sie sollen auch dort bleiben. Auch der Dom bleibt in Köln! Wenn alle unterwegs wären, das würde mich verunsichern. Die großen Religionsgründer zogen umher, aber viele ihrer Anhänger sind in Klöstern sesshaft.

Eine Gesellschaft, in der alle eine Mamba hätten, also der gesamte öffentliche Verkehr kostenlos wäre, wie würde die aussehen? Gäbe es überhaupt noch Liebesbeziehungen, die keine Fernbeziehung sind? Hat man überhaupt noch eine Fernbeziehung, wenn man eine BahnCard-100 besitzt?

Manchen erscheint eine Fernbeziehung als Extrem, anderen das Zusammenleben mit einem einzigen Menschen. Neulich erzählte mir ein Freund, sie führen zu einer eigenartigen Hochzeit. Die Frau lebt parterre im gemeinsamen Haus, zusammen mit ihrem Kind, der Vater und Ehemann lebt in einer eigenständigen Wohnung im dritten Stock, dazwischen wohnt noch ein Rentner, der lebenslanges Wohnrecht hat. Nun heiraten sie, ziehen aber nicht zusammen. Beziehungsweise: Wohnen sie getrennt? Sie leben in einem Haus. Die Beziehungsformen scheinen wie die Lebensorte unendlich vielfältig. Wer etwas daran seltsam findet, sagt damit vor allem etwas über sich selbst. Ich lebe in keiner klassischen Beziehung, dann wäre ich heimisch oder schein-heimisch. »Serielle Monogamie« ist etwas, dem ich misstrauere. Aber ich lebe keineswegs besser, sondern nur ein Jahr lang, in dem ich fahren kann – ja, fahren muss –, wohin ich will, um meiner Heimatlosigkeit zu entgehen.

Nur zum Teil wählt man seine Lebensform, manches geschieht von selbst oder man fügt sich. So wie Menschen in eine Wohnung ziehen, die kaum etwas von ihrer Wunschliste enthält, aber eben den richtigen *Spirit* hat, so leben Partner getrennt oder eben zusammen, fern oder nah. Ferne und Nähe sind räumliche, aber auch innerseelische Kategorien. Beide korrespondieren miteinander, und das führt zu erstaunlichen Liebesverhältnissen. In japanischen Romanen lieben sich Menschen über Jahrzehnte hinweg, ohne sich jemals zu sehen. Ihre tatsächliche Begegnung scheint die imaginierte Reinheit fast zu stören. Ich kannte einmal eine Frau, der war es ganz gleichgültig, ob man sich sah oder nicht. Ob man nebeneinander wach wurde oder nicht. Die Abwesenheit veränderte ihre Liebe gar nicht, und manchmal fragte ich mich, ob die Anwesenheit sie veränderte. Sie liebte, als sei es eine angenehme Nebensache, mit sporadischen glücklichen Zufallsbegegnungen, aber all das geschah eher in ihr und nicht zwischen

ihr und dem Geliebten. In ihr waren sich die Figuren nah, vor allem, wenn man ihr fern war. Diese Frau fiel in die Zeit, in der ich ortlos war, unsere Wege kreuzten sich immer wieder. Ein dezentriertes Leben ist vielleicht die Voraussetzung für die Mamba, vielleicht wird sie irgendwann verschreibungspflichtig? Warum soll jemand, der an einem Ort arbeitet, lebt und liebt, jeden Monat so viel Strecke machen? Die Möglichkeit der grenzenlosen Freifahrt ist ein Phänomen der Moderne – sie gilt als Angebot an alle, die es entweder nie geschafft haben, sesshaft zu werden, die vom Gefühl des innerländlichen Fernwehs bestimmt sind, für die, die sich ortsunabhängig verlieben können oder deren Job sie durchs Land treibt. Auf der Rückseite der BahnCard steht in blassblauer Frauenhandschrift das Wörtchen »Unrast«.

Die Vielfahrer gehören einem Sondermilieu an. Ich schätze, sie besitzen oft eine akademische Ausbildung. In Bezug auf die Männer kommt hinzu: Ihr Selbstbild schwankt nicht, nur weil das prestigeträchtige Automobil fehlt. Ein PKW ist eine sichtbare materielle Tatsache. Er steht vor dem Haus, strahlt, sein Wert ist offensichtlich, und man schließt auf die Potenz des Besitzers – jedenfalls glauben das die Besitzer. Sitzt man drin, fühlt man sich an den Hebeln der Macht. Man kann über die Autobahn rasen und andere hinter sich lassen. Ich aber lehne mich in meinem bequemen Sitz zurück. Bahngleise, die sporadisch an Autobahnen vorbeiführen, geben Auskunft: Ein Sportwagen ist schnell, aber ein ICE mit 290 km/h lässt auch den potenten Raser alt aussehen. Würden die ICEs parallel zur Autobahn fahren oder würde die Trasse sogar zwischen den beiden Spuren liegen – es wäre eine Kränkung für eine bestimmte Sorte Männer. Tim Parks hat den Gedanken, »dass die Umweltverschmutzung durch Autos sich nicht auf die Abgase beschränkt; das Autofahren verschmutzt auch den Geist, (...) es vergiftet ihn und wühlt ihn auf«.

Das kann ich nachvollziehen. Meist kreuzen die Züge Autobahnen mit zähfließendem Verkehr, bei so viel Pferdestärken eine Erniedrigung. Jeder Regionalzug ist schneller. Dass man die Potenz eines Autos noch immer in Pferdestärken bemisst – es bleibt eigenartig. Steckt dahinter die Sehnsucht, auf einem hohen Ross zu sitzen? Auch das Sitzabteil der Eisenbahn wurde in Anlehnung an die Pferdekutsche gestaltet, die Pferde sind uns noch auf der Spur. Mich interessieren PS nicht, mich interessiert vor allem: die Liebe. Und man gewinnt keine Geliebte mithilfe eines Automobils. Ich achte auf gutes Schuhwerk, großen Wortschatz, innige Liebesbriefe, eine wohlklingende Plattensammlung und romantische Lyrik, ich verschenke Rosen. Und ich bin eher angezogen von Menschen, die an Gott glauben oder zumindest eine wohlwollende Neugier gegenüber der Religion haben. Da ist Größeres. Agnostiker können innige Christen sein. Ich möchte keinen Applaus für meinen Glauben, sondern lieben, die Schönheit feiern und mich hingeben. Wenn ich verliebt bin, fahre ich mit der Bahn bis vor ihre Tür. Und das insgesamt ist die Lebensform von Glaube, Liebe und – Mobilität. Keine bürgerliche, aber eine christliche Bohème.

Das digitalnomadische Freiheitsgefühl wird nur zur Realität, wenn die Arbeitsform es erlaubt. Dies alles gilt für die, die ihre Arbeit dabei haben können. Stift, Papier, Buch, Laptop und WiFi. Vielfahrer setzen ihr Homeoffice auf Schienen. Es wird zum Mobiloffice.

Wo ist überhaupt »home«? Wenn ich die Bibel richtig verstehe, sind wir nur auf Transit durch diese Existenz, bei Gott sind wir später – vorher sind wir zu ihm unterwegs, ganz gleich, wie sesshaft wir auf der Erde sind. Ich kenne einige Leute, die kaum noch wissen, wo sie sind. »Hast du morgen Zeit, ich bin in Europa«

schrieb mir einmal ein befreundeter Philosoph, der in Singapur eine Professur hat, sein Bruder lebt in den USA und sein Vater ist Amerikanist in Berlin.

Neulich telefonierte ich mit einem Autoren-Freund. Videochat. Nach etwa einer Stunde bemerkte ich: Er ist nicht in Hamburg, er ist in Portugal, wie er sagt. Dann korrigiert er sich: »Athen inzwischen.« Erst nach einigen Minuten fiel ihm ein: Diese Wohnung, in der er gerade sitzt und die er mit seiner Frau zwischengemietet hat, ist in Athen. Die Wohnung in Portugal haben sie gerade günstig gekauft, aber sie ist noch nicht fertig. Er arbeitet für seine Auftraggeber in Hamburg von Athen aus. Die buchen das unter der Rubrik: Homeoffice. Er hat ein Künstlerbuch geschrieben mit dem Titel »How to Never Arrive Anywhere: Kein Ratgeber für die ewig Suchenden«.